

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 22. Dezember 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 19

Neue Liebe.

Ein unbekanntes Gedicht von Heinrich Heine.

Unterm weissen Baume sitzend
Hörst Du fern die Winde schreien
Siehst wie oben stumme Wolken
Sich in Rebellbeden hülsen.

Siehst wie unten ausgehorden
Wild und Flur, wie lahl geschoren,
Um Dir Winter, in Dir Winter
Und Dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf Dich nieder
Weisse Flocken, und verdröhen
Weinst Du schon mit Schneegestöber
Hab' der Baum Dich übergoßen.

Doch es ist kein Schneegestöber,
Merkt Du bald mit freud'gem
Schreden;
Duftige Frühlingsblüthen sind es,
Die Dich naden und bedecken.

Welch ein schauerföher Zauber!
Winter wandelt sich in Maien,
Schnee verwandelt sich in Blüthen
Und Dein Herz es liebt aufs Neue.

Die Wappenbowle.

Eine Berliner Geschichte von Elise Krafft.

Frühstück feierten silberne Hochzeit.
Es war eine große Aufregung in der
Familie.

Der Tag hatte sehr feierlich begon-
nen. Vom Gelangereiten „Verde“, dem
Willi, der älteste Sohn, angehörte,
hatten vier Mitglieder schon am frü-
hen Morgen ein Quartett vor der
Schlafzimmerthür des Silberbraut-
paares gesungen.

Vater Frätsche wußte vor Mühung
nicht schnell genug in die Stiefel zu
kommen, und Mutter sah auf ihrem
Bett und weinte, als ob ihr das Herz
brechen müßte.

„O Gott, sie singen Vater!“
„Ja, Mutter, schluchze bloß nicht so
laut, die hören's sonst.“

Hannchen, die Jüngste, Jahnjäh-
rige, begann mit Ueberreichung des
silbernen Myrtenkranzes. Leider kam
sie nur bis zum zweiten Vers, bis zu
ter Stelle: „Wenn sie dir, Mutter,
heute drücken, ins weisse Haar den
Silberkranz, dann mußt du uns ins
Auge bliden, Da siehst du auch nur
lauter Glanz.“ ... In diesem Augen-
blick bekam Kurt, der hinter ihr
mit einer Torte stand, von Gretche ein-
nen Schubs, daß die süße Spende
beinahe auf dem Teppich der guten
Stube gelegen hätte.

In der allgemeinen Aufregung
konnte Hannchen ihr Gedicht nicht zu
Ende sprechen, und Mutter mußte sich
den Silberkranz ohne Verles auf den
Scheitel drücken lassen. Sie that das
dann auch mit großer Mühung und
Umständlichkeit und ließ der vierzehn-
jährigen Gretche sehen, sich für ihren
Vortrag zu sammeln, der hinter ihr
mit einer Torte stand, von Gretche ein-
nen Schubs, daß die süße Spende
beinahe auf dem Teppich der guten
Stube gelegen hätte.

„Wollt ihr unter Silberkranzen,
Auf dem Sopha mal faulenzeln,
Dann entsucht den Rummernissen,
Und benutz die weiche Kissen,
Das ich heut als Liebesgabe
Für Euch zwei gestickt habe“ ...

„Hat Willi selber gedichtet!“ schrie
Kurt dazwischen.
„Wundervoll!“ lobte Mutter. „Ich
lab's ja immer gewußt, daß in
Willi'n was Großes steckt“, und sie
blidte mit Stolz auf ihren Velesten,
der wie ein Sieger da stand.

Da ertönte Onkel Ottos trarrende
Stimme: „Hat denn Tante Selma
schon was geschickt? Nein? Na, da
bin ich aber neugierig drauf!“

„Silber ist mir ebenso lieb“, meinte
die Hausfrau. „Ich denke, sie wird
nem Silberkranz schenken. Zu Tante
Emma hat sie neulich gesagt, das
wäre reellste Geschenk zu ner Silber-
hochzeit.“

Man stand jetzt vor dem Tisch, auf
dem die Geschenke aufgebaut waren,
und freuste.
„Mindestens fünf Mart“, tagirte
Vater Frätsche stolz.

„Na, na!“
Onkel Otto, der das Stück genau
untersucht hatte, schüttelte den Kopf.
„Kunstglas“, sagte er verächtlich,
„tann aber trotzdem keine zwei Mart
fünfundneunzig gekostet haben. Is
auch für Heineemanns Verhältnisse ge-
nu. Heute is man eben nicht mehr so
großartig mit's Schenken. Ein Cen-
tner Kartoffeln is werthvoller wie sie-
ben Barren bei die theuren Zeiten.“

Mutter Frätsche nickte wehmüthig.
„Wenn ich da bedente vor fünfund-

zwanzig Jahren! Unsere prachtvollen
Hochzeitsgeschenke! Weißte noch, Va-
ter?“

„Ueberhaupt die Bowle vom Arie-
gerverein“, sagte der Vater hinzu.
Alle lachten.
Nur Mutter Frätsche regte sich.

„Es war auch ein feines Stück, ja-
woll! Bloß furchbar unpraktisch.
Man konnte nie aus den zwölf zack-
igen Gläsern trinken, ohne sich den
Mund aufzureißen an den Zinn-
spigen. Bedente doch, Emil, beinahe
all die Wappen von die preußischen
Städte drauf, die Kirchen auch, bloß
an die Thürme da riß man sich eben
immer an das scharfe Zinn“ ...

„Wo habst ihr denn das Ding ge-
lassen?“ forschte Tante Emilie. „So-
was geht doch nicht kaputt, wenn's
aus Zinn war.“

Vater Frätsche lachte.
„Wir haben die Bowle Karl zum
Jubiläum nach Königsberg geschickt,
da mußte man sich doch nobel machen.
... ja! Man wußte damals kaum,
woher so eine große Kiste nehmen, um
sie wegzuschicken“ ...

„Und Karl hat sie dann Lenchen
mitgegeben, als sie heirathete“, er-
gänzte Mutter Frätsche.

„Lenchen?“
Tante Emilie hob den Kopf.
„Lenchen hat aber keine Bowle.
Dann hätte ich sie schon mal bei ihr
gesehen.“

„Nein?“
Die Silberbraut regte sich schon
wieder auf.

„Da siehst man's, wie solche Sachen
gedacht werden! Die hat Lenchen's
Mann sicher verkauft oder verlegt,
dem is ja nichts heilig, dem Windi-
tus. So'n kostbares Erbstück! Ueber
Lenchen, die keine Kinder hat, die froh
sein sollte, wenn sie überhaupt was
Gutes in ihrer Wirtshaus hat ...
ich verstehe das nicht“ ...

„Rege dich doch nicht darüber auf,
was vor zehn und fünfundzwanzig
Jahren war“, begütigte der Silber-
bräutigam. „Sein wir froh, daß wir
das Ungeheim auf so anständige
Weise damals losgeworden sind.
Heute schenkt man ja doch praktischer,
Gott sei Dank! Und nu kommt end-
lich frühstücken, Gretche hat schon alles
aufgedeckt. Herje, laß doch endlich
mal den Cognac stehen, Vater, Otto,
Willi, ihr könnt doch nicht schon am
frühen Morgen Schnaps trinken!
Kimm ihn doch mal die Flasche weg,
Emilie!“

Tante Emilie flog mehr, als sie
ging.
„Du weißt doch, Otto, unter wel-
cher Bedingung ich mit Dir die Reise
hierher zur Silberhochzeit gemacht
habe“ ... mahnte sie vielfach.

„Ja doch, ich weiß ganz genau“,
antwortete Onkel Otto, stark, aber
lieblich seiner Frau die Flasche ent-
windend.

Man frühstückte in sehr gehobener
Stimmung.
Alle Augenblicke klingelte es im
Korridor, Blumen und andere Gaben
wurden abgegeben, und jeder über-
stürzte sich, diese Sachen auszupacken.

„Tante Selma hat's am Ende ver-
gessen auf ihre alten Tage“, flüster-
te Gretche ahnungsvoll der Mutter zu.

Die lächelte nur. Tante Selma ver-
gast nichts, sie war die Gewissenhaf-
tigkeit in Person.

Die Gratulanten kamen und gin-
gen.
Fünf Myrtenköpfe mit aufgesteckten
Silberblüthen waren schon beisam-
men. Man würde die Brautkranze
für Gretchen und Hannchen später
mal nicht zu kaufen brauchen.

Gegen Mittag stürzte Kurt vom
Fenster, an dem er fortwährend her-
umlungerte, ins Zimmer hinein.

„Ein Kollaps“, Mutter, eine
Kiste, Vater, eine Riesentiste kommt!“
Mutter Frätsche legte unwillkürlich
die Hand auf's Herz.

„Der Silberkranz“, durchfuhr es
sie schmerzhaft süß.

Vater Frätsche stürzte seinen sechsten
Cognac herunter und suchte nach dem
Portemannaie, um dem Kollapschen
auch ein anständiges Trinkgeld zu ge-
ben.

Onkel Otto und Tante Emilie wa-
ren still. Ihnen schenkte Tante Sel-
ma nichts mehr, seitdem sie in fünf-
zehn Jahren einmal ihren Geburts-
tag vergessen hatten.

Die Kiste kam wirklich. Der Fahr-
mann wollte sie in den Korridor hin-
einbringen und trodnete sich die
Schweigtropfen von der Stirn.

Hannchen hatte ihm den Frachtbrief
bereits aus der Hand gerissen.
„Von Tante Selma, wahrhaftig!“
froblodte sie.

Mit vereinten Kräften wurde die
Kiste in den Salon getragen, als der
Mann fort war. Das war feierlicher,
wenn man dort auspackte.

„Eine Bange“, befahl der Silber-
bräutigam.
„Ein Stemmisen“, kommandierte
Onkel Otto.

„Finger weg!“ schalt die Silber-
braut. „O Gott, is das nett von dem
alten Tantchen!“

Langsam, aber sicher hob sich der
Kistendeckel, unter dem man zuerst
nur sehr viel Holzwohle sah.

„Vorwärts!“ mahnte Vater Frätsche,
aufgeregt in die Wölle hineingreifend.
„Auf!“ schrie er gleich darauf.

„Aut!“ Das war Kurt, der mit-
gegriffen hatte und dessen Finger
blutete.

Eine große Stille folgte diesen bei-
den Rufen. Denn der Silberbräuti-
gam hatte aus der Holzwohle ein
Stück herausgeholt, eine Art antiken
Trinkbecher, auf dem ein Wappen und
eine Kirche in Zinn geprägt waren,
Gretche auch einen, Willi auch einen,
bis das Dugend voll war. Unter die-
sen Trinkbechern kam dann etwas
Großes, Rundes, sehr blank Gepuztes
zum Vorschein ...

„D ... das ... das is ja“ ...
„Die ... W ... Wappenbowle“,
vollendete Vater Frätsche müthig.

„Ein wundervolles Stück“, sagte
Tante Emilie, wie befreit aufath-
mend.

Die Kinder kicherten, schwiegen
aber sofort, als sie das Gesicht der
Silberbraut sahen.

Und Willi las den Begleitbrief der
lieben Tante.

„Gottes Segen über dich, du ge-
liebtes Silberpaar! Es ist etwas
sehr Kostbares, was ich Euch heute
schicke, und ich bante dem Zufall, der
mir eine so wundervolle Sache in die
Hände spielte. Ich habe weder Kosten
noch Mühe gescheut, um“ ...

„Hör auf“, bat Vater Frätsche
müthig.

Und Onkel Otto versuchte zu
trösten:
„Sie wird es von einem Tröbler
gekauft haben, das Geschenk, und ge-
wisshil viel Geld für so ein antikes Stück
bezahlt haben, bedente doch, fünf-
undzwanzig Jahre ist es von Hand zu
Hand geangang“ ...

„Fünfundzwanzig Jahre“, wieder-
holte die Silberbraut. Sie sah Va-
ter an, und plötzlich lagen sich Silber-
braut und Silberbräutigam weinend
am Herzen.

Sie mußten diese große Wieder-
sehensfreude gemeinsam tragen.

Der Patient im Blumenreiche.

Von Dr. G. Fortsch van Nuten, Miss.
Arzt in Dönnen.

Es rüttelt jemand an der Thüre mei-
nes Sprechzimmers in der Poliklinik
und ich denke zunächst, es sei das Bü-
lein der Spitalwärterin, das mich hier
und da mit seinem Besuche beehrt.
Aber plötzlich gellt eine laute Stimme
durch den langen Hausgang: yi sang
shoi nai li: hellendes Leben wo? d.
f. Art, wo bist du? und dabei wird
ärger gerüttelt. Ich rufe: lok =
herin, aber der Patient hat scheint's
wie schon viele die Thürangel statt der
Thürhülle in die Hand genommen, um
die Thüre zu öffnen! Unsere europäi-
schen Thüren sind auch gar so umständlich
den chinesischen gegenüber, die keine
Falle, sondern nur ein Ketten oder
Desen haben, um mit einem Maltschloß
bei Nacht geschlossen werden zu können.

Ich komme dem Suchenden und
Schreienden zu Hilfe. Mit Büdling
und zusammengesetzten Händen, dann
sogar mit einem Kirtau begreift mich
der Mann, ruft hierauf seinen Sohn
und befiehlt ihm, sich ebenfalls vor mir
auf den Boden zu werfen. Meine
Ärmerin hilft nichts.

Endlich sieht der Herr, ein zur Aus-
nahme mal feuriger geliebter Chinese,
in schönem, langem, blauem Rod, gel-
ben Hosen, violetten Leberhosen — wir
sind im Winter — weissen Strümpfen
und schwarzen Samtschuhen. Er
fragt mich nach meinem „hohen Ge-
sundheit“, und ich nenne ihm meinen
„unwürdigen“ Namen: so, den ich mir
in China wohl oder übel zulegen muß-
te: sonst gälte ich als Barbar und als
heimathlos! Er fragt mich nach der
Zahl meiner Söhne und nach den „tau-
send Goldstücken“, das sind die Köpfe,
deren Verheirathung oder Verkauf einem
ein nettes Sümmchen eintragen können.

Er fragt, wie viel Geld mein Rod kos-
tete und wie lange ich im „Blumen-
reiche“ weile, wie alt ich sei und ob es
solche Spitaler wie hier auch in meinem
„aechteren Reich“ gebe (dabei wußten die
Chinesen vor uns kaum etwas von ein-
nem richtigen Spital!) Endlich rückt
er heran, daß sein „Hausfloß“ da —
er meint keinen Knaben, dem er, um
die Mißgunst der Geister nicht zu er-
regen, diesen schönen Namen beilegt —

einen bösen Zahn habe. ... Dem Uebel-
stand war gleich abgeholfen, und da
der Zahn bereits wackelte, war's ohne
Schmerz gegangen. Glücklich und
verwundert sieht's der Vater des
„Hausfloßs“ und läuft plötzlich zur
Thür hinaus. Und dann tracht's
draußen: ein, zwei- bis hundertmal!
Es war ein Paket Feuerfrösche, die der
dankbare Vater mit zu Ehren anzün-
dete — das Geld wäre mir, d. h. mein-
em Spital lieber gewesen!

Nachdem die beiden mit vielen Büd-
lingen ihrer- und natürlich auch mei-
nerseits verabschiedet sind, kommt eine
Frau, die mir vieles erzählt, aber von
mir nicht verstanden wird, da sie eine
besondere Mundart spricht. Selbst
mein Sprachlehrer, den ich stets zur
Seite habe, um die Bücher zu führen
oder meine oft noch etwas gehakt und
in falscher Melodie gesungenen chine-
sischen Worte, die bekanntlich in sechs
bis acht Monaten gesprochen werden
müssen, zu übersehen, selbst er wird
nicht klar. Ich rufe deshalb den Spi-
taltatschisten zu Hilfe und den Apothe-
ker und den Assistenten, alles Leute mit
hellen Köpfen und langen Zöpfen und
bekomme mit ihrer Hilfe schließlich her-
aus, daß ein Nachbar der Frau den
Geist ihres Kindes „verwünscht“ habe
und das Kind nun schwer erkrankt sei;
sie habe lange auf Kreuzwegen gestan-
den, um die Seele zurückzurufen; aber
es sei noch Arznei möglich, die sie nun
von mir wünsche. — Ich sagte ihr, daß
ich ihr „verwünschtes“ Kind erst sehen
und untersuchen müßte, um zu wissen,
was ihm fehle und zu geben sei! — Die
Frau ging und kam nicht mehr; einer
meiner „Kollegen“, jener allwissenden
Quacksalber, die ihren Fingernägeln
oft mehr Sorgfalt zuwenden als ihren
Patienten, hat wohl das richtige Tränk-
lein verordnet und sich's gut bezahlen
lassen!

Die schlimmsten und ärmsten meiner
Patienten sind die Ausfähigen, deren
es in China sehr viele gibt. Oft brin-
gen sie ja mit ihren Familien zusammen
wohnen, wobei sie aber ihre schredliche
Krankheit gar leicht auf andre übertra-
gen; oft aber werden sie auch ausgehö-
ren u. müssen heimathlos bettelnd ihr
Leben fristen. So wurde hier in ein-
nem dem Spital nahen Tempel eine
Frau ausgeführt, die später an meine
Thür klopfte. Sie erzählte mir, daß
ihr eigener Sohn sie bei Nacht habe
forttragen lassen mit den lägenhaften
Zusicherungen, sie in einem Spital heil-
en lassen zu wollen; aber man habe
sie ausgelegt und mittellos ihrem
Schicksal überlassen. Auch ich mußte
sie abweisen, da mir sonst mein ganzes
Personal und alle Patienten meggela-
nen wären. Das Herz that mir weh,
daß ich sie nur mit Geld, etwas Arznei
und guten Worten abweisen mußte,
sah ihr bei mir Zuflucht zu gewöhnen.
Sie ging von mir weg nach dem nahen
Fluß und niemand hat sie mehr ge-
sehen! — Ein andres Mal brachte mir
ein aus der Gemeinde ausgegangener
Mann seine Frau und erzwang sich ge-
radezu ein Zimmerchen im Spitalge-
höfte; aber es gab Unruhe unter mei-
nen Leuten, und fast mit Gewalt muß-
te ich die Armen fortweisen, denn ich
hätte es doch nie verantworten können,
wenn jemand angesteckt worden wäre.
Ich gab der Ausfähigen etwa fünf
Mart, damit sie nach dem nächsten
Ausfähigen-Ort — etwa acht Tage-
reisen weit weg — fahren könne. Wie
ich nachher hörte, war sie die Schwie-
gertochter eines untreuen Katechisten,
der ein schweres Vergehen begangen
habe, aber sich verheißt, unerschuldig zu
sein. „Meine Nachkommen mögen den
Ausjah kriegen, wenn ich liq.“ rief er,
und — sie sind ausfähige geworden.

Einst hat mich der Offizier der auf
dem Fluße als Wache stationierten
Soldaten — es gibt noch viele Fluß-
räuber hier, wie ich und meine Familie
selber erfahren mußten —, ich möge
doch kommen und ein Schiff voll Leute
untersuchen, die angeblich, sie seien aus-
fähige. Ich untersuchte ein bis zwei
Dugend und konnte kein Anzeichen der
Lepra finden. Darauf drängten die
Soldaten diese Leute in ihr Boot zu-
rück und zwangen sie zur sofortigen
Abfahrt: es waren Mädchen- und
Frauen-Kinder, die unter dem Deck-
mantel des Ausfahes ihr schändliches
Gewerbe zu betreiben suchten. Denn
in Wirklichkeit gibt es ganze Wäben
thatsächlich Ausfähiger, die mit obri-
geitlichem Erlaubnißschein versehen das
Land durchziehen und auf Bettel ange-
wiesen sind.

Es war nicht das einzige Mal, daß
ich, wie oben erwähnt, von Soldaten in
Anspruch genommen wurde. Ich könn-
te mich ohne Ueberreibung Generalarzt
der chinesischen Offizier-Armeen nennen!
Wie oft geht den manchmal recht lum-
big aussehenden, doch wenig ausgebil-
deten Soldaten das Gewerbe am fal-
schen Loch! Wie oft lassen sie sich

von Räubern eines aufhrehnen! Sie
und da machen sie sogar mit den Räu-
bern gemeinsame Sache und werden
den ihren reichstreuern Kollegen ver-
wundet! Da gibt es gar oft Verleühun-
gen, Schußwunden und dergleichen.
Der Herr Offizier gibt dem Patienten
seine rote Visitenkarte mit und schickt
ihn — zu mir! Schon mancher lag
Wochen und Monate lang bei mir. Ein-
nen brachten sie einmal zu viert auf ei-
ner Tischplatte in das Spital, dem das
Wein zertrümmert worden war. Und
meistens, so wenig die Soldaten selbst
ihren Sold ausgezahlt bekommen, eben-
so wenig erhalte ich den meinen als Ge-
neralarzt! Da habe ich dabei beim
deutschen Heer als Unterarzt in sechs
Wochen mehr verdient, als hier in vier
Jahren als Generalarzt. Aber diese
Soldaten-Patienten freuen sich doch!
Sie sind zum guten Theil der Ueberflaum
des Volkes und kommen mit frechen,
unfreundlichen Mienen zu mir; aber
die gute Behandlung, die ihnen im
Missionsspital zu Theil wird, thut oft
Wunder: von Tag zu Tag hellen sich
die mürrischen Gesichter auf, und hatte
man anfangs fast Angst vor ihnen, so
ist oft am Schluß ein zutrauliches
Verhältniß zwischen Patient und Arzt
zustande gekommen.

Viele Patienten kommen mit Ge-
schwüren, die deshalb entstanden seien,
weil die Leiche des Vaters verkehrt im
Grabe liege! Oder mit einer rheuma-
tischen Verkälung, dadurch gekommen,
daß das neue Hofthor nicht mit den
Regeln der Winds- und Wasserlehre
übereinstimme!

Die meisten sind sehr erstaunt, wenn
ich nur einen Puls greife — denn bei
den Chinesen erkennt man am rechten
Puls ganz andre Dinge als am linken.
Sie fürchten sich, wenn ich mit dem
Hörrohr komme und nehmen es hernach
vorwiegend in die Hand und gucken durch,
Boradezu ungläubig und erschreckt sind
sie, wenn ich behaupte, in dem gefühl-
losen Leibe sei Wasser! Ihr Arzt habe
doch deutlich gesagt, es sei Luft, und
selbst der Götze, den sie umthats gefragt
hätten, habe nichts von Wasser verlau-
ten lassen. Wenn ich aber mit dem
Troikar den Beweis meiner Weisheit
erbringe, werden die Leute schließlich
doch belehrt und rühmen meine
Weisheit in chinesischer Ueberschweng-
lichkeit.

Einer, der im Tragstuhl hergebracht
wurde und etliche Zeit im Missionsspi-
tal wohnte, wurde siebzehnmal von
mir wegen Bauchwasserfucht punktiert
und durch Gottes Gnade wirklich ge-
heilt. Als er wieder seinem Geschäft
nachgehen konnte, kam er einmal in
langem Zuge mit Weisern und
Trommlern zu mir her, nachdem er erst
durch die ganze Stadt gezogen war
u. dort für den Missionsspitalarzt Re-
kennung gemacht hatte. In der Vertei-
lung eines hohen Gelehrten, um mich
zu ehren, neigte er sich vor mir und ließ
mir nebst einer Ehrenfahel mit golde-
nen Zeichen noch etwa zehn Geschenke
überreichen, worunter ein gekürtes
Spanferkel, Reiswein, Kuchen und
Fier waren. Das war sein Dank.

Doch wie selten sind solche dankbaren
Leute in China! Meinen die Chinesen
doch immer, wir Missionare und Mis-
sionsärzte seien entweder gekommen,
um uns zu bereichern, oder gekommen
im Auftrag und Sold unsers Kaisers.
„Wieweil jagst du der deutsche Kai-
ser?“ ist eine geläufige Frage an
uns. Und wenn wir deutschen Mis-
sionsärzte im Innern des Landes auch
Pioniere sein dürfen deutscher Kultur
und Wissenschaft, so liegt uns doch die
Uebung barmherziger Liebe vor allem
am Herzen und der Wunsch, den Leu-
ten das Christenthum mit der That zu
zeigen, während wir die Worte mehr
den Missionären überlassen. Sie und
da wird dieses unser Bestreben auch
anerkannt; so, als ich einst einer
Frau, die vom Schiff in den Fluß ge-
fallen war und um die sich kein Mensch
sonst kümmerte, vom Ufer aus nach-
sprang und sie ans Land zog, um Wie-
derbelebungsversuche zu machen, —
damals hörte ich von manchen sagen:
zi schip hun yu sim — er zehn Teile
haben Herz, d. h. er hat ein sehr gutes,
freundliches Herz.

Aber die große Mehrzahl der Chine-
sen wünscht uns „fremde Teufel“ zum
Land hinaus und sucht aus etwaigen
Unglück, das uns trifft, Vortheil zu zie-
hen. So erlebte ich es, daß, als eine
Frau an Startrampf im Spital
fiel, ihr Mann, ein blinder Wahrfä-
ger, achtzig Mart von mir erpressen
wollte, und als ich sie ihm abstül-
pfte und sie ans Land zog, um Wie-
derbelebungsversuche zu machen, —
damals hörte ich von manchen sagen:
zi schip hun yu sim — er zehn Teile
haben Herz, d. h. er hat ein sehr gutes,
freundliches Herz.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

der Geist war scheint's modern ange-
haucht und nicht so rückständig wie der
Wahrfäger selbst, denn er soll den Aus-
spruch gethan haben: „Laß den „frem-
den Teufel“ in Ruhe; denn er meinte
es gut mit deiner Frau!“

Die Wahrfägerin spielt überhaupt
eine große Rolle bei Gesunden und
Kranken. So berichtete mir eine
Frau, der ich mit Erfolg den grauen
Star gestochen hatte, ganz freimüthig,
daß sie erst einen berühmten Götzen be-
fragt habe, ob ich sie heilen werde; seine
Antwort sei allerdings Nein gewesen,
aber sie habe es doch probieren wollen
und glaube jetzt, daß wir mächtiger
seien als der Götze. Sie hat mir auch
gerne das verlangte Honorar, etwa vier
Mart alles in allem, bezahlt.

Gar oft werde ich nicht in barem
Gelde, sondern mit Naturalien bezahlt
und sehr oft überhaupt nicht, sodaß
wir für unsere Arbeit noch reichen Zu-
schuß von den Freunden dabei brau-
chen. Mit Wehmuth denke ich dabei oft
an Afrika zurück, wo ich, auf der Gold-
küste und in Kamerun, nicht nur kei-
ner Zuschuß von Europa brauchte, son-
dern noch übrig hatte! Die Rege-
ren durch ihren Katastroph im Besitz
von Geld, und ich erhielt durchschnitt-
lich von jedem Patienten drei Mart.
Und hier in China? Kaum zwanzig
Pfennig! Und das macht bei 4—6000
Patienten im Jahr einen großen Un-
terschied aus!

Viele Chinesen wollen auch nichts
zahlen u. schühen ihre Armut vor, die
ich natürlich nicht jedesmal erst durch
Zeugen mir bestätigen lassen kann. Es
gibt wohl keine habgierigeren Menschen
als Chinesen, und der gilt für den
Klüglichen, der, auf welche Weise auch
immer, viel Geld an sich bringt oder es
sich erpart — auf Kosten anderer!
Da thut es einem besonders wohl,
wenn Ausnahmen kommen.

Ich hatte einen Mann, der eines
Beingeschwüres wegen täglich in die
Poliklinik kam, und täglich brachte er
mir mangels anderer Zahlungsmittel
eine Stange Zuderrohr mit. Andre
schenken mir Hüner, Eier, Theebblätter,
Gemüse, Kuchen, Zuderwert oder la-
den mich zu einem Festmahl ein. Es
kommt sogar vor, daß man mir das
eigene Kind anträgt! Das will aller-
dings nicht immer viel heißen, denn es
hat sich thatsächlich ereignet, daß eine
Chinesin eine Missionärsfrau um ihr
Kind antrug, als ich Schmeicheleien
für ihren sechsjährigen Sohn.
Und was wollte die Chinesin dafür ge-
ben? Ein junges Weib!

Das Lustigste, was mir passierte
mit der Bezahlung, war folgendes:
Eines Tages erscheint ein Mann und
läßt sich auf sein sim gon untersuchen.
Sim gon heißt Herz und Leber und be-
deutet alles am, um und im Magen;
Leber wie Lunge, Herz wie Magen, Ge-
därme wie Milz. Ich hieß ihn sich
ausziehen und mir die Stelle zeigen.
Das war aber schneller gefagt als ge-
than; denn der Mensch hatte zwölf
Röde übereinander an. Die Leute
tragen ja zumeist nur launwollene
Kleider, und wenn's kalt wird, nehmen
sie schließlich ihre ganze Barbede zu
Hilfe! Nachdem das Dugend Röde
endlich aufgenötigt war, die Untersu-
chung fertig gestellt und alles wieder
frei fäuberlich zugebedt war — die in-
nerlichen Jaeden sahen sehr unappetitlich,
um nicht zu sagen schmutzig, aus, —
gah ich meine Arznei und meine Re-
chnung. Letztere lautete auf dreißig
Pfennig!

„Ich habe kein Geld bei mir“, klagte
der Rodreide.
„Ich muß“, erwiderte ich, „meine
Arznei doch auch kaufen und kann sie
nicht verschicken. Wer zwölf Röde
hat, hat doch gewiß auch Geld drin.“

Er beteuerte nochmals, keines zu ha-
ben. Dann leuchtete plötzlich sein
gelbes Angesicht auf, und vor meinen
Blicken zog er sich ein paar Hosen aus
— legte sie auf den Tisch und sagte
freudig: „Nimm diese als Bezahlung,
großer Mann!“ (Letzteres ist eine Che-
ren-Arede in China.) Aber ich hat
ihn, sich seiner warmen Beinhüllen nicht
zu begeben und sagte ihm: der gute
Wille genüge. Da zog er froh sein
Höslein wieder an und dann — seine
Strafe weiter.

Nach der Ansicht des Richters Lei-
shaw in Kansas City besteht die Ver-
brecherwelt meistens aus kleinen, kör-
perlich schwachen Leuten. Er wird
vielleicht eines anderen belehrt werden,
wenn einmal am Eingang einer Sei-
tengasse ein breitschultriger Bevelage-
rer seine nähere Bekanntschaft zu ma-
chen sucht.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,
fortschrittliche Bürgerchaft voraus-
setzen, die solide Grundfrage aller wirt-
schaftlichen Entwicklung.

Die beste Rettung für eine Stadt
sind gute, angelegene Zeitungen, denn
deren Bestehen läßt eine intelligente,<